

Zur Entlastung der Kampfkünstler

Resonanz, Zusammenspiel, Ferien vom Ich

Als Veranstalter der »Tage der Utopie« werden wir immer wieder nach dem Motto oder Schwerpunktthema des jeweiligen Jahres gefragt. Tatsächlich entspricht es unserer inhaltlichen Intention mehr, dieses zu vermeiden. Ein ausgesprochenes Ziel der Tagung ist, zu unterschiedlichen Themen Zukunftsentwürfe zur Diskussion zu stellen. Durch diese Pluralität der Inhalte und Zugänge wird einerseits die Fülle denkbarer Alternativen zum Status quo erlebbar, andererseits relativieren sich die verschiedenen Ansätze, indem sie die fachliche Komplexität und Unterschiedlichkeit der Perspektiven ihrer Autoren und Autorinnen betonen. Gerade die Vielfältigkeit an Analysen, Lösungsstrategien, auch geistigen Traditionen der Referentenpersönlichkeiten soll eine Qualität dieser Tagung und dieser begleitenden Publikation sein. Die Tage der Ideen, die (noch) keinen Ort haben¹ verstehen sich als ein Gastgeber des Zukunftsbildes, des Vorschlags, der Diskussion, des Zuhörens und des Experimentierens mit Möglichkeiten. Keinesfalls jedoch als Forum von »Zukunftsexperten« (was für ein Widerspruch!), das Konzepte für das tagespolitische Übermorgen herausgibt. Wir nützen die Vision als Werkzeug eines gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Diskurses. Als Modell, an dem wir unseren Vorstellungen nachspüren, sie entwerfen und auch wieder verwerfen, sie in jedem Fall zur Sprache bringen.

Allerdings wäre die Versuchung nun groß – eventuell auch um unsere gestalterische Souveränität als Veranstalter unter Beweis zu stellen – eine gemeinsame bewusst ausgewählte Grundtonalität aller Beiträge zu enthüllen, die wir im Vorfeld der Tagung als konzeptionelle Klammer entwarfen. Dies wäre heuer besonders glaubwürdig, denn der erste Beitrag beziehungsweise Vortrag belegt in grundsätzlich möglicher Form, nämlich als physiologische Tatsache, eine menschliche Fähigkeit, die in allen vorgestellten Entwürfen ein entscheidender Moment für deren Entwicklung und Umsetzung ist: Kooperation. Dem ist nicht so, die Auswahl der Referenten bezog sich allein auf unser Interesse an ihren jeweiligen Arbeiten und nicht auf ihre Kombinierbarkeit untereinander. Wie bei den meisten prozesshaft entwickelten Architekturen sind auch in diesem Fall die richtigen Pläne pünktlich zum Zeitpunkt des Einzugs fertig:

Für eine Kultur der Kooperation

*»Dass Lebewesen leben wollen, ist eine Tautologie. Dass die zentralen Antriebe lebender Systeme darauf gerichtet sind, sich maximal zu verbreiten und gegeneinander zu kämpfen, ist hingegen Ideologie. (...) Ein Blick auf die Evolution und die Entwicklungsstufen lebendiger Systeme zeigt: Kooperation war die entscheidende Voraussetzung für die Entstehung des Lebens. Zusammenspiel und Resonanz kennzeichnen alle bedeutsamen biologischen Strukturen und Prozesse.«
(...) Joachim Bauer, s.d.*

Der Hirnforscher Joachim Bauer liefert eine fundamentale Kritik des darwinistischen Weltbildes aus einer wissenschaftlichen Kompetenz heraus, von der sie kaum jemand vermutet hätte und der schwer zu widersprechen ist. Neue neurobiologische Forschungsergebnisse zeigen, dass die zentrale Strategie der Evolution, insbesondere der menschlichen Entwicklung, nicht der Wettbewerb, sondern unsere Fähigkeit zur Kooperation ist. Diese Erkenntnis kommt zu einer Zeit, in der das aktuelle global-wirtschaftliche Paradigma auf Seiten der Großen ist, die die Kleinen fressen oder der schnellen Wohlhabenden die langsamen Armen ausbeuten. Wenn jedoch nicht the survival of the fittest oberstes Gebot ist und Leben nicht mehr als Überlebenskampf, sondern intelligent-elegantes Zusammenspiel verstanden wird, was bedeutet das dann für unsere Sozial- und Wirtschaftssysteme, Schulen, Städte, ...?

Welche Geschichten würden wir über uns erzählen, wenn Erfolg nicht mehr vor allem das Ergebnis von Krieg ist, von Sieg und Niederlage, sondern jene Momente aufspürt, in denen Fluss, Offenheit und Inspiration, in einem Team »passierte«, in denen das Zusammenwirken verschiedener Talente als eine mühelose organische Kraft erlebt wurde, die zu einem überraschenden, »schönen« Ergebnis führte – Erfahrungen, die wahrscheinlich jeder von uns kennt. Menschen wollen – und das ist vor allem eine europäisch-angelsächsische Ausprägung – gleich aber auch ungleich sein. Als Individuum sichtbar und Teil einer Gemeinschaft. Aber welche Mythen würden im Programm am abendlichen digitalen Lagerfeuer auftauchen, in dem unsere Kultur täglich stundenlang den perfekt hochgerüsteten Soldaten oder den unverwundbaren Kampfkünstler und im defensivsten Fall neuerdings den technologisch unschlagbar equipten Gerichtsmediziner beschwört?

Koproduktion – Neue Modelle für das Leben im Alter

Der Soziologe Reimer Gronemeyer nähert sich dem Thema Kooperation über einen düsteren Befund zur gesellschaftlichen Atmosphäre und ihren sozial- und gesundheitspolitischen Auswirkungen zum Thema Alter.

»Menschliches Leben gleicht sich dem Zyklus eines Produktes an: Herstellung, Gebrauch, Entsorgung. Was Biographie war, ist dabei sich in einen Produktionszyklus zu verwandeln. "Werden" und "Vergehen" können tendenziell ersetzt werden durch Reproduktionsmedizin einerseits und Euthanasiegesetze andererseits. Dem Reagenzglas für den Embryo am einen Ende entspricht das Sterbehospiz für den Moribunden am anderen Ende.«

Der Vereinzelung – im Jahr 1900 lebte rund jeder vierte alte Mensch allein, heute sind es bereits über 80% –, der steigenden Anzahl an Altersdepressiven, Demenz- und Alzheimererkrankten, dem Abstieg der ehemals weisen Alten zu »Geschwindigkeitskrüppeln«, die das neueste Handybetriebssystem nicht mehr kapieren, stellt er ein kooperatives System entgegen. Ein neues soziales Milleu, das neue soziale Quellen erschließt. Der Begriff »Koproduktion«, bewusst entlehnt aus dem Feld künstlerisch-ästhetischer Zusammenarbeit, deutet bereit darauf hin, dass es sich dabei nicht nur um eine Versorgungsleistung handelt, sondern um die Schaffung von sozialem Mehrwert. Die Vision einer würdevollen, innovativen und produktiven Form von Geben und Nehmen zwischen persönlichen, familiären, ehrenamtlichen, nachbarschaftlichen, staatlichen Interessen für die Zeit des letzten Lebensabschnittes.

Wie früher. Bloß später.

»persönlich ziehe ich es vor, jede woche zwei vormittage eine aufgabe zu übernehmen. mir sind die sozialen kontakte in der region wichtig, die zwei halben tage sind das minimum, was jemand arbeiten muss, um die grundversorgung durch die "regionale administration" – die rab! – zugesichert zu bekommen.«

Stefan M. Seydel entwirft ein utopisch-genüßliches Bild des Lebens am Bodensee, in dem Menschen ab zehn Jahren das Recht auf ein mobiles Haus haben, sich ihre Eltern selbst auswählen können und neben zwei Halbtagen für die Gemeinschaft, eingebettet in bäuerlich-klösterlich-kooperativen Strukturen, ihren wissenschaftlichen, sozialen, kreativen oder ökonomischen Interessen nachgehen.

Die Revolution, die zu dieser Gesellschaft führte wurde übrigens durch eine rätselhafte Müdigkeit ungefähr in unserer Gegenwart ausgelöst, eine kollektive Erschöpfung, ein schöpferisches Innehalten, das weite Teile der europäischen Bevölkerung erfasste. So wie wenn wir alle nach Adventsstress, Weihnachtscountdown, Bescherung und Familienmahl am 25. Dezember nachmittags auf unsere Sofas sinken und uns zwei Jahre lang von diesem Leben erholen würden.

Peripherie als Hoffnungsträger?

Ein ganz anderes kooperatives Element findet sich im Nachdenken von Gion Caminada und Josef Perger über die Peripherie. Der Graubündner Architekt ist ein Meister des Weiterbauens auf bereits Gebautem. Mit zeitgenössisch formalen und technischen Mitteln setzt er behutsam dort fort, wo seine Vorfahren im Bergdorf Vrin aufgehört haben. So entstanden eine Reihe von sensiblen, neuen Nutz- und Wohngebäuden, die die bestehenden alpinen Melodien der traditionellen Materialität und Konstruktion aufnehmen, weiterführen und in eine aktuelle architektonische Sprache verwandeln. (Übrigens eine konkrete Verwandtschaft zur Arbeit von Reimer Gronemeyer, der nach sich gegenseitig wertschätzenden Koproduktionen zwischen »Alt und Neu« forsch.)

Grundlage dieses außergewöhnlichen Werkes ist eine spezifische Wahrnehmung, die der Tiroler Philosoph Josef Perger als zentrale Grundlage und Instrumentarium für neue Strategien im ländlichen Raum auffasst.

*»Unsere Bildung schult eine Wahrnehmung, die unempfindlich ist für das was Orte, Umgebungen, Interaktionen mit der Natur und existenziell vernetzte Gemeinschaften bieten können. Wir müssen unsere Sinne neu schärfen. Dies ist die Grundlage für neue Ideen, was in der Vielfalt der Regionen zukünftig möglich ist.«
(Gion a. Caminada, Josef Perger)*

Visionen für Vorarlberg

Erstmals präsentieren wir auf den »Tagen der Utopie« ein Zukunftsbild, das im Gegensatz zu Thomas Morus' Utopia, für eine real existierende Region entwickelt wurde. Dreizehn Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Bereichen der Vorarlberger Gesellschaft formulierten ehrenamtlich und unabhängig von ihren beruflichen Funktionen einen mutigen vielfältigen Entwurf, ein visionäres Leitbild.

Manche unserer bisherigen Autorinnen und Autoren und wir selbst als Herausgeber genossen den Vorteil der geografischen Narrenfreiheit ihrer Ideen. Die Energie der Kritik wird meist gedämpft durch die Beruhigung, dass der Vorschlag zum Glück keinen Ort meint. In diesem Fall ist dies anders. Und wenn Utopien, tatsächlich eine konstruktive Antwort auf bestehende Verhältnisse sind, dann hoffen wir mit diesen Tagen eine Plattform bieten zu können, auf der ein fruchtbare Dialog zwischen den Gestalterinnen und Gestaltern mit ihren aktuellen und zukünftigen Lösungsmodellen für das Leben in diesem Gemeinwesen stattfindet. Abgesehen von der bemerkenswerten Kooperation von dreizehn Menschen bei der Erträumung dieses veränderten Vorarlbergs im privaten Kreis, finden sich in der vorliegenden Skizzierung der Vorschläge eine Reihe von Modellen der Zusammenarbeit. Vom Teilen unseres in Fülle vorhandenen Bodenschatzes Wasser mit benachteiligten Regionen bis zur Gutschrift freiwilliger sozialer Arbeit, die man sich zum Beispiel im Alter durch Abrufen von Hilfsleistungen wieder »ausbezahlen« lassen kann. Eine Konkretisierung der Bauerschen, Gronemeyerschen, Caminda- und Pergerschen Thesen, die in Ansätzen von verschiedenen Talentetauschkreisen beziehungsweise Komplementärwährungssystemen² bereits praktiziert werden.

Der Gott der Zukunft

»Auf der mystischen Ebene, geht es darum, alle Egokräfte ruhig zu stellen und alle Ichaktivität zurückzunehmen. Das Ich soll schweigen, damit das auftauchen kann, was die Mystik unser wahres Wesen nennt. Jesus nennt diese Ebene das Reich Gottes. Wer auf diese Ebene durchbricht, erfährt die „wirkliche Wirklichkeit“, die über alle rationalen und personalen Fähigkeiten hinausgeht und eine ganz andere und neue Ebene des Erkennens vermittelt. Das ist das Ziel aller Religionen. Sie führt über die trennenden Bekenntnisse hinaus und endet, wenn der Weg wirklich zu Ende gegangen wird, auf dem gleichen Gipfel.« (...) (W. Jäger)

Der Benediktinermönch und Zen-Meister Willigis Jäger entwirft die Vision einer transkonfessionellen Spiritualität, in der nicht mehr die spezifischen Theologien, die Lehren der verschiedenen Religionen im Vordergrund stehen, sondern, wie er in seinem Beitrag ausführt, deren Erfahrung der Wirklichkeit. Seine hoffnungsvoll radikale, im Sinne von an die Wurzel gehende, Kernaussage lautet: In der mystischen Erfahrung betreten und erleben etwa der Zen-Praktizierende, die Rosenkranzbetende, der tanzende Sufi den gleichen Bewusstseinsraum. Wenn diese Erkenntnis von den Vertretern und Gläubigen der Weltreligionen anerkannt werden könnte, wäre dies ein substanzieller Beitrag zum Frieden zwischen den Glaubenskriegern der Religionen.

Utopische Resonanzen

nennt der irische Komponist und Bratschist Garth Knox seine Arbeit für die »Tage der Utopie«. Kennengelernt haben wir ihn durch Manfred Eicher, den Gründer des legendären Musik-Labels ECM, der zu den international herausragenden Verlegerpersönlichkeiten gehört, wenn es um Jazz und zeitgenössische Musik geht. Mit Garth Knox vergaben wir unsere Auftragskompositionen erstmals an einen bei ECM publizierenden Künstler, der in gemeinsamer Aufführung mit der Flötistin Magali Imbert, für jedes Thema, für jeden Abend eine Arbeit schrieb.

Sein Zugang ist die Resonanz: Die Resonanz auf die Inhalte der Referierenden, auf die Untersuchung der Resonanzfähigkeit verschiedener historischen Bratschentypen. Zum Beispiel der Viola d'amore, die über sieben Saiten, die gestrichen werden verfügt und sieben, die »nur« zum Mitschwingen unter dem Griffbrett versteckt sind und »einen magischen Hall, ein leises Echo« erzeugen.

Resonanz, die Fähigkeit einen Impuls aufzunehmen, Begegnung als Kommunikation aufzufassen. Und auch hier schimmert wieder der rote Faden, diesmal als schwingende Saite, vom Anfang bis zum Ende der Tagung und dieses Textes. Resonanz als Urimpuls zur Kooperation und Musik, Kunst als für uns notwendige Ebene der Auseinandersetzung mit uns und unserer Zukunft. Oder mit Joachim Bauer ausgedrückt:

»Bereits früheste Manifestationen kultureller Kreativität waren ihrer Natur nach Spiegelungs- und Resonanzphänomene. Dies gilt für die Malerei, für gemeinsame Formen der Bewegung (wie den Sport oder den Tanz), vor allem aber für alle Formen der Musik. Vor diesem Hintergrund (...), drängt sich die Schlussfolgerung auf: Kulturelle Kreativität ist keineswegs ein Luxusphänomen, sondern Ausdruck der Suche nach dem, worauf wir unserem tiefsten biologischen Wesen nach ausgerichtet sind.«

Hans-Joachim Gögl, Josef Kittinger

1 (U-topos griechisch Nirgendwo bzw. guter Ort)

2 s. auch Tagungsband »Tage der Utopie« 2005, Bernard Lietaer bzw. www.talentetauschkreis.at